

Mehr als ein Körnchen Wahrheit

1:1 Concerts und Bach „von innen heraus“: Großtaten des Rundfunk-Sinfonieorchesters Berlin vor dem Lockdown

(*ungekürzte Fassung*)

Von Berthold Seliger

„Social distancing“ ist ein furchtbares Modewort in Corona-Zeiten – eine Stigmatisierung von Sozialkontakten und Nähe, auch wenn vermutlich eher eine „physische“ Distanzierung gemeint ist denn eine gesellschaftliche, aber so genau weiß man das nicht. Der Philosoph Giorgio Agamben vertritt in einem aktuellen Text jedenfalls die These, dass „eine Kultur, die sich am Ende weiß, ihren Ruin durch einen permanenten Ausnahmezustand so weit wie möglich zu beherrschen sucht“. In dieser Perspektive will Agamben die „totale Mobilmachung“ unserer Tage verstanden wissen: „Während früher die Mobilmachung das Ziel hatte, die Menschen einander näherzubringen, zielt sie jetzt darauf ab, sie voneinander zu isolieren und zu distanzieren“, lautet der Schlüsselsatz seiner Überlegungen in der NZZ vom vergangenen Mittwoch, in denen mitschwingt, dass den Herrschenden (die Agamben nicht so nennt) die soziale Distanzierung durchaus zupass kommen dürfte.

Das Rundfunk-Sinfonieorchester Berlin (RSB) scheint dem Social Distancing trotzen zu wollen; es setzt auf: Intimität! Austausch! Und sogar auf Ungehorsam: „Es gibt keine schöpferische Tätigkeit ohne Ungehorsam“, dieser Satz von Jean Cocteau steht über dem jüngsten Programm. Doch am Donnerstagnachmittag durfte der Rezensent zunächst bei „Ruths Berlin“ in den historischen Ruthenbergschen Höfen in Weißensee eines der „1:1 Concerts“ mit Musiker*innen des RSB erleben: eine Musikerin, ein Zuhörer und zwei Meter Abstand. Eins-zu-eins-Konzerte: Eine Idee vom Davos Festival. Es wird nicht gesprochen, es besteht nur Blickkontakt, in diesem Fall: mit einer Klarinetistin. Voller Verlegenheit zunächst und etwas beunruhigend, dieses etwa einmütige Sich-in-die-Augen-Blicken, eine Art Marina Abramović-Situation. Dann hat die Musikerin entschieden, was sie spielen wird: Zunächst ein altes englisches Lied, das wunderbar zwischen Moll und gelegentlich Dur schwebt, die Klarinette durchaus laut, man sitzt ja extrem nah dran wie sonst nie. Ich freue mich über die mir bekannte melancholische Melodie, die gleich Nähe erzeugt. Und beim zweiten Stück, *iv5 für Klarinette solo* von Marc Andre (die gespielten Werke erfährt man erst im Nachhinein), stellt sich irgendwann sogar ein gemeinsames

Atmen von Interpretin und Zuhörer ein – gebannt verfolge ich die Suchbewegungen, die die Komposition beim Atmen durch die Klarinette ohne Mundstück, später nur durch den Schnabel und schließlich „normal“ zusammengebaut vorschreibt. Mit dem Chorus des Bluesstücks *Après la fête* werde ich schließlich zurück in die Welt geschickt – ein inspirierendes kleines und sehr intimes Konzerterlebnis mit größtmöglicher Nähe und unter Ausschluss jedweder sozialer Distanzierung. Die Musiker*innen treten in dieser Reihe ohne Gage auf, die Zuhörer*innen werden um eine Spende zugunsten des Nothilfefonds der Deutschen Orchesterstiftung gebeten, mit dem freischaffende Musiker*innen unterstützt werden – eine auf allen Ebenen vorbildliche und inspirierende Konzertreihe!

Abends dann das letzte öffentliche Orchesterkonzert des RSB vor dem Lockdown: Chefdirigent Vladimir Jurowski hat aus der Not der Coroneinschränkungen eine Tugend gemacht und unter dem Titel „Erhellende Blicke zurück“ neuere Bearbeitungen älterer Musik aufs Programm gesetzt. Vor allem: Bach! Die Werke des „fünften Evangelisten“ (Albert Schweitzer) stehen, sieht man von den zwei Passionen ab, heute so selten auf den Programmen der großen Orchester wie barocke Musik allgemein – ein großer Fehler, nicht zuletzt, weil eine Auseinandersetzung mit Spiel- und Interpretationstechniken der „Alten Musik“ fürs Musizieren generell erhellend ist. Vor noch nicht allzu vielen Jahrzehnten gehörte die Aufführung von Bachs Werken ganz selbstverständlich zur „Musikpflege“ (etwa bei Hermann Scherchen, Otto Klemperer, Wilhelm Furtwängler, aber auch, neueren Datums, Michael Gielen, von Nikolaus Harnoncourt gar nicht zu reden).

Vierzehn Kanons über die berühmten ersten acht Fundamentalnoten der Aria aus den Goldberg-Variationen stehen auf dem Programm, eingerichtet von Friedrich Goldmann, der sich in der DDR als Komponist und Dirigent, etwa der Staatskapelle und des Konzerthausorchesters, um Neue Musik sehr verdient gemacht hat und seit 1991 das Institut für Neue Musik an der UdK leitete. 1974 wurde ein Korrekturblatt des Thomaskantors zum Erstdruck der Goldberg-Variationen entdeckt, das auf der Rückseite eben diese Kanon-Sammlung enthält beziehungsweise Bach-typisch eigentlich nur fragmentarische Anweisungen zu den Kanons: Notiert sind nur die Melodie, eine oder zwei Gegenstimmen, manche Einsätze, jedoch keine ausgeschriebene Komposition, das Ganze eher eine Art „Rätselaufgabe“. Die Bearbeitung Goldmanns ist

tiefgründig und faszinierend: Die Fundamentalnoten zunächst puristisch mit zwei Hörnern, dann in verschiedenen Instrumentenkombinationen bei bevorzugter Behandlung der Bläser, aber auch mit angenehm irritierenden Cello-Glissandi, es geht darum, „die Struktur der Stimmverläufe durch die Klangfarben und die Dynamik zu verdeutlichen“, sagte Goldmann, „ich wollte Bach von innen heraus verstehen“. Ganz besonders gelungen beim Wunderwerk des elften Kanons, eines extrem dichten Spiegelkanons mit nahezu ausschließlich Motivteilen der acht Fundamentalnoten, was zu ausgeprägter Chromatik führt, wie Steffen Georgi im Programmheft ausführt. Ein berührender Goldbergmann sozusagen. Intime und besinnliche Kammer(orchester)musik, die zum Nachdenken verführt. Menschen hören Bach, wie oft gesagt wird, zum „Relaxen“, zum „Runterkommen“, zur Beruhigung oder zum Entspannen – sicher ein gewaltiges Missverständnis. Indische Ragas, diese hochkomplizierte Kunstmusik, werden aus ähnlichen Gründen rezipiert. Würde man Hegel oder Platon zum Entspannen lesen? Wohl kaum. Und doch steckt darin mehr als nur ein Körnchen Wahrheit: Die (auch intellektuelle) Schönheit, die Intimität und Klarheit der Musik Bachs ist immer unmittelbar spürbar, auch ohne daß man ihre komplizierte und ausgeklügelte Bauweise und die anspruchsvolle Kontrapunktik versteht.

Der schwedische Komponist Anders Hillborg hat Bachs Choralvorspiel *Ich ruf zu dir* (BWV 639) für Violine und Streichorchester arrangiert, ein meditativer Höhepunkt des Konzerts. Ansonsten Paganini und Richard Strauss, und der fabelhafte Violion-Solist Fedor Rudin sowie das RSB unter Vladimir Jurowski tun das, was sie am besten können: Sie glänzen. Aber in Erinnerung werden die Werke von Johann Sebastian Bach bleiben. Führt in den Konzerthäusern mehr Bach auf! Die Welt dürstet danach, nicht nur, aber besonders in Pandemie-Zeiten. Wir benötigen die Tiefe, den Trost und die Intimität dieser Musik, die gleichzeitig eine so wertvolle Vision von Gemeinschaft enthält, als Gegenmodell zu einer Welt der sozialen Distanz: Musik, die zusammenführt.

Die Aufzeichnung dieses Konzerts kann auf Deutschlandfunk Kultur nachgehört werden: <https://kurzelinks.de/ujo8>

Die Reihe der „1:1 Concerts“ führt das RSB auch im November fort: <https://www.rsb-online.de/1to1-concerts/>